

von einfacher und bezwingender Monumentalität wie »Der hl. Andreas vor dem Kreuz« (ca. 1638, Nr. 93) und »Der kreuztragende Christus« (ca. 1638, Nr. 94). Das Urteil Belloris läßt sich aber dennoch nicht von der Hand weisen. Die letzten Räume der Ausstellung zeigten ein allmähliches Erlahmen und wiederkehrende Formeln. Der Gemäldezyklus für Ss. Apostoli in Neapel (Nr. 99-103) machte dies besonders anschaulich und ließ an den verstärkten Einsatz von Gehilfen denken (Rossana Muzii, Kat. 314). Dies verhinderte nicht, daß die Fresken einer ganzen Malergeneration in Neapel als Vorbild dienten. Giordano, Preti und Solimena bezogen wesentliche Anregungen aus der Auseinandersetzung mit Lanfranco (Nicola Spinosa, Kat. 83-91).

Die Nachwirkung der Fresken sollte nicht übersehen lassen, daß Lanfranco im Altarbild ebenfalls Bedeutendes geleistet hat. In Neapel ließe sich seine Wirkung diesbezüglich etwa im Vergleich der »Madonna mit Heiligen« Lanfrancos von 1638-39 (Nr. 97) mit Solimenas »Rosenkranzmadonna« (Berlin) belegen. Doch schon die »Ekstase der hl. Margarete

von Cortona« von 1622 (Abb. 3; Nr. 61) zeigt seine Modernität auf dem Gebiet des religiösen Bildes. Die Darstellung der Affekte und die bewegte Gewandbildung, die hier entwickelt wurden, fanden Aufnahme in Berninis »Teresa von Avila«. Die Frage nach Konzept und Ausdrucksmöglichkeiten der barocken Malerei zu Beginn des Jahrhunderts findet vor diesem Gemälde eine Antwort.

Die Ausstellung lenkt den Blick auf das Gesamtwerk Lanfrancos. Sie bringt die Forschung einen wesentlichen Schritt voran, zeigt Möglichkeiten einer Annäherung und läßt klarer erkennen, wo die offenen Fragen liegen, etwa beim Anteil des Künstlers an Zielen, Wirkungen und Typenbildung des religiösen Bildes im Barock. Der hervorragende, auch hervorragend illustrierte Katalog stellt ein Kompendium der Forschung dar und erfüllt monographische Ansprüche. Die Einträge verateten eine intensive Auseinandersetzung mit den Einzelwerken. Im Anhang erscheinen die bekannten Dokumente und eine ausführliche Bibliographie, die den Katalog zu einem unentbehrlichen Arbeitsmittel machen.

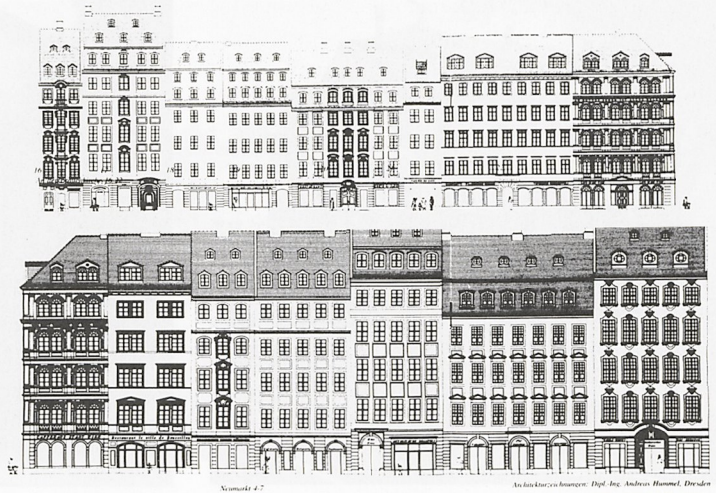
Claudia Steinhardt-Hirsch

Nach der Frauenkirche: Rekonstruktionslust und Abrißwut in Ostdeutschland

Im Frühjahr 2002 fielen an der Baustelle der Dresdner Frauenkirche die Gerüste. Dahinter kamen große Teile des bis auf Kuppelhöhe rekonstruierten Baukörpers zum Vorschein, mit dem erhaltenen Torso und flickentepichartig eingefügten grauschwarzen Originalfragmenten, die einen eindrucklichen Kontrast zu dem hellen Sandsteinton des neuen Baumaterials bilden. Es ist ein Bauwerk, das seine tragische Geschichte nicht leugnet. Das Schicksal der alten Frauenkirche ist im Neubau anschaulich geblieben.

Nicht zuletzt deswegen sind die Kontroversen zwischen Denkmalpflegern, Kunsthistorikern und Architekturkritikern, von denen der Wiederaufbau anfangs begleitet war, inzwischen weitgehend verstummt. Das Projekt genießt heute eine nahezu ungeteilte Sympathie nicht nur der Öffentlichkeit, sondern auch der Fachwelt. Unter dem Eindruck der akribischen Rekonstruktionsleistung und der starken Identifikation der Dresdner Bevölkerung mit dem Bau wird der Frauenkirche eine Sonderstellung zugestanden, wie sie etwa das

Abb. 1
Vorschlag der Gesellschaft
Historischer Neumarkt
Dresden e.V. für »Rekonstruktionen mit zeitgemäß
eingefügten Ladenzonen«
(Neumarktkurier 1, 2002, H.
1, S. 10f.)



Warschauer Schloß ganz selbstverständlich beansprucht. Ähnlich wie dem Schicksalsbau der polnischen Hauptstadt, der ebenfalls erst Jahrzehnte nach seiner Zerstörung rekonstruiert wurde, räumen der altneuen Frauenkirche mittlerweile auch die meisten früheren Kritiker des Projekts den Status einer zulässigen Ausnahme von der Regel ein. Das Verdikt von der Unersetzbarkeit des verlorenen Originals wird durch die symbolische Bedeutung des Wiederaufbaus relativiert.

Ein Jahrzehnt nach dem Beschluß zur Rekonstruktion der Frauenkirche droht die Ausnahme jedoch zur Regel zu werden. Die Wiedererstehung des Symbolbaus hat in dem von Krieg und DDR-Baupolitik geschundenen Dresden und in anderen Städten Ostdeutschlands eine Rekonstruktionsbegeisterung in Gang gesetzt, bei der das labile Gleichgewicht zwischen dem Bedürfnis nach Heilung von Wunden und dem Respekt vor dem zerstörten Original längst verlorengegangen ist. Die zunehmende Tendenz, dem Wunsch nach einer möglichst totalen, glanzvollen Rekonstruktion alle anderen Gesichtspunkte unterzuordnen, läßt sich bereits an der Entwicklung des Frauenkirchenprojekts selbst erkennen. Der sprichwörtliche Rubikon wurde wohl schon

vor einigen Jahren mit der Entscheidung überschritten, den an der Westseite liegende gebliebenen Giebel, der die Wucht des Einsturzes der Kirche besonders eindringlich vor Augen führte, entgegen ursprünglicher Absicht und gegen den Widerstand der Denkmalpflege abzuräumen und in die Rekonstruktion einzubeziehen. Heute droht bei der Restaurierung des teilzerstörten Altars die weitgehende Tilgung von Spuren der Geschichte zugunsten eines intakten Erscheinungsbilds. Die laufenden Arbeiten an der Innenausmalung lassen indes bei Fachleuten die Befürchtung aufkommen, daß die gebotene Sorgfalt dem Zeitdruck zum Opfer fällt und mangels verlässlicher Dokumentation zunehmend Phantasie ins Spiel kommt.

Wie tief inzwischen die Hemmschwelle gegenüber Rekonstruktionen gesunken ist, zeigt sich jedoch besonders deutlich am Wandel der Pläne zur Neugestaltung der Umgebung der Frauenkirche, des 1945 zerbombten und später planierten Neumarktgebiets. Daß die Kirche einen angemessenen städtebaulichen Rahmen erhalten soll, ist seit langem Konsens. Doch über die Frage, in welcher Form das Quartier wiederaufzubauen sei, wird in Dresden mit zunehmender Leiden-



Abb. 2 Verfallendes Bürgerhaus in Leipzig, 2002 (Verf.)



Abb. 3 Verfallendes Bürgerhaus in Leipzig, 2002 (Verf.)

schaft gestritten. Die 1995 vorgelegte Gestaltungssatzung sah eine Wiederherstellung der alten Straßenfluchten und der kleinteiligen Parzellenstruktur vor. Auf den früheren Häusergrundrissen sollten vornehmlich Neubauten in historischem Maßstab, aber in modernem Gewand errichtet werden. Nur wenige besonders signifikante Baudenkmäler sollten als »Leitbauten« originalgetreu rekonstruiert werden. Mittlerweile hat sich jedoch das Verhältnis von Neubauten in modernen Formen und Rekonstruktionen umgekehrt. Die Stadt strebt inzwischen die Rekonstruktion von rund 50-60 barocken Bürgerhäusern und Adelspalais an, die Bürgerinitiative *Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden* fordert sogar 80 Bauten in barockem Gewand (Abb. 1). Bei den meisten von ihnen sollen freilich einzig die Fassaden rekonstruiert werden, dahinter sind marktgerechte Geschäfts-, Büro- und Wohneinheiten mit neuen Grundrißlösungen vorgesehen. Neubauten in zeitgenössischen Formen wird nur noch die Funktion von Lückenfüllern zwischen den neubarocken Attrappen zugestanden.

Ein wichtiges Anliegen der *Gesellschaft Historischer Neumarkt Dresden* bleibt löblicher-

weise die Einbeziehung der erhaltenen Kellerräume, die der einzige authentische Anknüpfungspunkt an die bauliche Vergangenheit des Quartiers sind. Doch diese stehen den Wünschen von Investoren und Verkehrsplanern im Wege, zu deren Sachwalter sich ausgerechnet die Landesarchäologin gemacht hat. In einer skandalösen Entscheidung erklärte sie die unlängst ausgegrabenen Keller aus dem 16. bis 18. Jh. ohne Federlesens für nicht erhaltenswürdig und gab sie damit zum Abriß frei.

Die ursprüngliche Idee einer schöpferischen Wiederaneignung verlorenen Stadtraums und gekappter historischer Bezüge ist auf dem besten Wege, zum puren Fassadismus zu verkommen. Hier droht eine Scheinwelt zu entstehen, die investorenfreundlich und tourismusfördernd Historizität vorgaukelt und dabei nichts weniger als eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit des Ortes sucht. Die Sehnsucht nach Elbflorenz schlägt am Neumarkt in eine Begierde nach geschichtsträchtiger Ambiente um. Sie wird genährt vom Schmerz über den Verlust der Schönheit, begnügt sich aber mit deren billigem Abglanz an der Oberfläche. Der Dresdner Barock wird im Geiste des Gelsenkirchner Barocks beschworen.

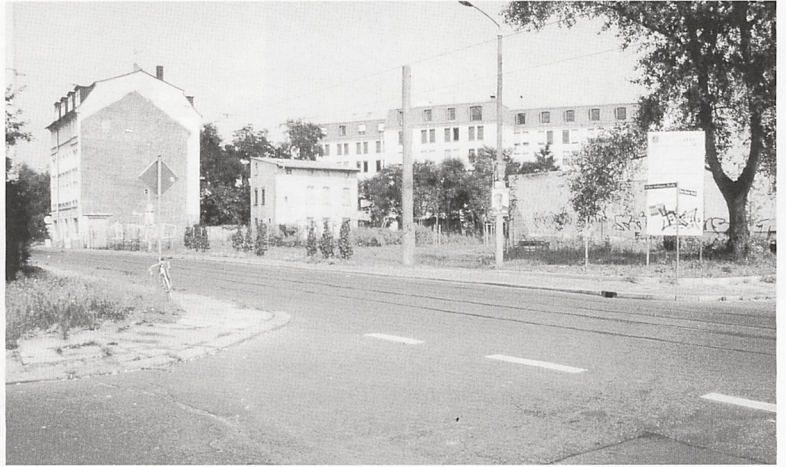


Abb 4
Neue »Grünanlage«
anstelle eines abge-
rissenen Gründerzeit-
ensembles in Leipzig,
2002 (Verf.)

Kritische Stimmen sind selten. In einer Zeit, in der jegliche Bedenken gegen einen hemmungslosen Rekonstruktivismus als überholte, oberlehrerhafte Attitüde ideologisch verbolterter Akademiker aus dem Elfenbeinturm gebrandmarkt werden, möchte kaum jemand als Spielverderber auftreten. Schließlich mißgönnt man den Warschauern nicht ihre wiederaufgebaute Altstadt, obwohl es sich auch dort weitgehend um eine Kulissenwelt – Neubauten hinter mehr oder weniger originalgetreu rekonstruierten Fassaden – handelt. Warum soll man dies den Dresdnern verwehren?

Der Verweis auf das polnische Vorbild ist in den Debatten über den Neumarkt sehr beliebt, aber historisch völlig verfehlt. So naheliegend der Vergleich zwischen der Frauenkirche und dem Warschauer Schloß erscheint, so kann die Rekonstruktion der Warschauer Altstadt schwerlich als Legitimation für ein analoges Vorgehen am Dresdner Neumarkt beansprucht werden. Der Wiederaufbau der polnischen Hauptstadt erfolgte wenige Jahre nach dem Krieg, in einer dramatischen historischen Situation, in der er schlechthin zum Symbol des nationalen Überlebenswillens wurde. Für die Warschauer hatte er eine unermessliche emotionale Bedeutung, zumal die

planmäßig dem Erdboden gleichgemachte Altstadt in ihrer Erinnerung noch ganz lebendig war.

In Dresden indes liegt die Kriegszerstörung inzwischen über ein halbes Jahrhundert zurück. Dementsprechend entstammt das heutige Bild vom alten Elbflorenz kaum noch unmittelbarer Erinnerung, sondern vornehmlich der verlockenden Welt der Canaletto-Veduten, und es verdrängt denn auch die Spuren des Nachbarocks. Es ist nicht mehr ein ins Gedächtnis eingegrabenes Urbild der Stadt vor ihrer Zerstörung, sondern ein imaginäres, verbrämtes Gegenbild zum heutigen Dresden. Darin unterscheiden sich die emotionalen Voraussetzungen für den Wiederaufbau des Neumarkts auch von denen für die Rekonstruktion der Frauenkirche, die durch den Erhalt der Ruine im Bewußtsein der Dresdner stets präsent geblieben ist.

Nicht nur beim Dresdner Neumarkt, sondern auch bei den übrigen ostdeutschen Rekonstruktionsprojekten in der Nachfolge der Frauenkirche spielen von lebendiger Erinnerung gespeiste emotionale Bindungen der Bevölkerung an identitätsstiftende Bauwerke allenfalls noch eine untergeordnete Rolle. Dies gilt für die Pläne zum Wiederaufbau des Turms der Potsdamer Garnisonkirche (im



Abb. 5 Eine Straße verschwindet. Die Kulturenstraße in Leipzig, Zustand 1996 (Pro Leipzig e.V.)



Abb. 6 Eine Straße verschwindet. Die Kulturenstraße in Leipzig, Zustand 2001 (Pro Leipzig e.V.)

Krieg beschädigt, 1968 gesprengt), für die vorgesehene Rekonstruktion des Potsdamer Stadtschlösses (im Krieg beschädigt, 1960/61 abgerissen), für den von einer Bürgerinitiative lautstark geforderten Wiederaufbau der Leipziger Universitätskirche St. Pauli (im Krieg nahezu unversehrt geblieben, 1968 gesprengt) und ganz besonders für die vom Deutschen Bundestag beschlossene weitgehende Rekonstruktion des Berliner Stadtschlösses (im Krieg beschädigt, 1950 gesprengt), dem der Palast der Republik – ein wichtiger und keineswegs nur negativ konnotierter Identitätsort der Ostberliner – weichen muß.

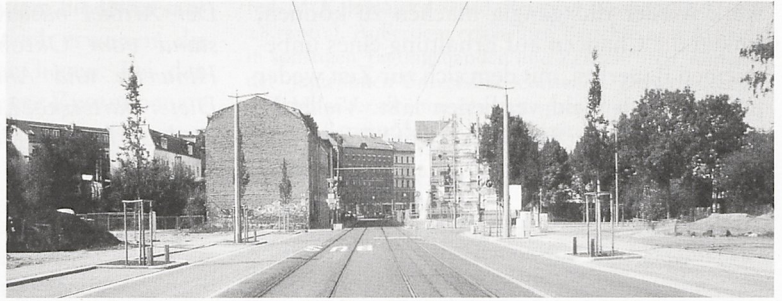
Bei diesen Vorhaben stehen zwei Motive im Vordergrund. Das erste ist die häufig formulierte Idee einer »Wiedergutmachung« der »Kulturbarbarei« der DDR, die sich zuweilen zu unverhohlenen Rachegelüsten steigert. So mahnte etwa Günter Blobel, der Vorsitzende des Leipziger »Paulinervereins«, Walter Ulbricht könnte noch »in der Hölle lachen«, wenn die auf seine Anordnung gesprengte Universitätskirche nicht wiederaufgebaut würde. Das zweite, noch öfter geäußerte Motiv ist der Wunsch nach Wiederherstellung der historischen Stadtmitte, des »Herzens« der Stadt, das der Planungswut des DDR-Städtebaus zum Opfer gefallen ist. Es ist ein vornehmlich ästhetisches Motiv.

Dabei geht es – ganz anders als noch bei der Frauenkirche – nicht mehr um eine originalgetreue, werkgerechte Rekonstruktion, sondern vor allem um die Wiedererschaffung eines äußeren Scheins, der das Auge erfreuen soll. So will man sich beim Potsdamer Stadtschloß auf die äußere Hülle beschränken, während das Gebäudeinnere den Nutzungsansprüchen der Investoren überlassen werden soll. Beim Berliner Schloß konzentriert man sich auf die barocken Fronten und Hoffassaden und verzichtet bereitwillig auf den Wiederaufbau der schwer rekonstruierbaren – und weniger prachtvollen – Renaissancefassade.

Im Unterschied zur Frauenkirche verdankt man die neuen Rekonstruktionsprojekte weniger der Hingabe an ein einzelnes Denkmal und der Bereitschaft zu einer skrupulösen Auseinandersetzung mit seiner Bau- und Zerstörungsgeschichte als dem allgemeinen Verlust des Vertrauens in die zeitgenössische Architektur. Es geht um schöne Fassaden. Und diese werden heutigen Architekten – ob zu Recht oder zu Unrecht, sei dahingestellt – nicht mehr zugetraut. Originalbaubsubstanz ist für diesen Schönheitsbegriff ebensowenig vonnöten wie Werktreue.

Das gewandelte Verhältnis zum Original – ein Rückschritt, der mit Jubel vollzogen wird – hat in den letzten Jahren nicht nur die Rekonstruktionslust, sondern auch die Zerstörungs-

Abb. 7
Eine Straße verschwindet.
Die Kulpturmstraße in
Leipzig, Zustand 2002
(Verf.)



bereitschaft gesteigert. Besonders folgenreicher ist die gesunkene Wertschätzung der Originalsubstanz für das gründerzeitliche Bauerbe in Ostdeutschland, das mit zunehmender Leichtfertigkeit dezimiert wird. So plant etwa Leipzig, die Stadt mit dem deutschlandweit größten Baubestand von vor 1914, den Abriß von etwa 10 000 Wohnungen – d. h. rund 1 000 Bürgerhäusern – in Gründerzeitquartieren. Mehrere Ensembles sind bereits gefallen. Die Stadtverwaltung reagiert damit auf den dramatischen Wohnungsleerstand, eine Folge von Abwanderung und unkontrollierter Neubautätigkeit in den neunziger Jahren, die einen beschleunigten Verfall unsanierter Häuser, darunter zahlreicher markanter Baudenkmäler (Abb. 2-3), nach sich zog. Die Leipziger Abrißpolitik gilt als nachahmenswertes Modell für andere Städte Ostdeutschlands mit ähnlichen Problemen. Sie markiert den Anfang einer fatalen Entwicklung, die tatsächlich mit der »perforierten Stadt« enden könnte, wie sie unlängst in der *StadtBauwelt* als urbanistisches Leitbild der Zukunft beschrieben wurde: einem losen Konglomerat erhaltener »Traditionsinseln« inmitten von amorphem »Plasma«.

Es hieße die Augen vor der Realität verschließen, wollte man in der heutigen Situation die Erhaltung des Gesamtbestands fordern. Doch es fehlt inzwischen unübersehbar an gutem Willen. Dabei ist es noch nicht lange her, daß die Rettung der Gründerzeitbauten zu den vornehmsten Aufgaben der Politik gezählt wurde – eingedenk der Tat-

sache, daß die zerstörerische Baupolitik der DDR als einer der Gründe für den Untergang des Regimes galt, besonders in Leipzig, wo der Umsturz seinen Ausgang genommen hatte. Heute indes werden in Ostdeutschland öffentliche Gelder viel bereitwilliger für Abrisse als für die einfachsten Sicherungsmaßnahmen ausgegeben, die vielen einsturzgefährdeten Baudenkmalern eine realistische, langfristige Überlebenschance geben könnten.

Die grassierende Respektlosigkeit gegenüber dem Bauerbe spiegelt sich auch im Sprachgebrauch. Historische Bauten mit abbröckelndem Putz werden von Vertretern der Leipziger Stadtverwaltung gerne als »Ruinen« bezeichnet. Der Abriß gilt folgerichtig als Enttrümmerung. Der Volksmund und die Lokalpresse sprechen immer häufiger von »Schandflecken«. Ihre Beseitigung wird damit gleichsam zur Ehrensache. Angesichts dieses Gesinnungswandels ist es nicht verwunderlich, wenn die in Leipzig um sich greifende Planung gründerzeitlicher und vorgründerzeitlicher Ensembles zugunsten von schäbigsten Grünanlagen (Abb. 4-7) oder sogar von Autostellplätzen als städtebauliche Ruhmestadt gefeiert wird.

Noch vor wenigen Jahren bestand Anlaß zur Hoffnung, daß aus der Reue über ähnliche Bausünden der Vergangenheit – in Ost und West – Lehren für die Zukunft gezogen werden können. Heute erweist sich dies als Illusion. In demselben Maße, in dem das Rekonstruktionsfieber steigt und damit die Möglichkeit suggeriert wird, jedes Zerstörungs-

werk wieder rückgängig machen zu können, sinken die Chancen auf Erhaltung eines unbequemen Bauerbes, mit dem sich zur Zeit weder prahlen noch Geld verdienen läßt. Vielleicht werden einige der heutigen Abrißhäuser einst als glanzvolle Rekonstruktionen wiedererstanden – schöner denn je.

Arnold Bartetzky

Der Artikel basiert auf dem Informationsstand vom Oktober/November 2002. Für Hinweise und Anregungen danke ich Dr. Dieter Bartetzko, Lutz Langlotz und Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Magirius.

Eine Initiative zur Inventarisierung der römisch-katholischen Sakralbauten in der Westukraine

Im Jahre 2002 ist in Krakau Band 10 der *Materialy do dziejów sztuki sakralnej na ziemiach wschodnich dawnej Rzeczypospolitej*, cz. I, *Kościoty i klasztory dawnego województwa ruskiego* (Materialien zur Geschichte der Sakralkunst in den östlichen Gebieten der alten polnischen Adelsrepublik. Teil I, Kirchen und Klöster der ehem. Wojewodschaft Ruthenien) erschienen. Band 1 war 1992 herausgekommen. Es handelt sich um eines der größten Projekte der kunsthistorischen Forschung Polens, ein topographisches Inventar der römisch-katholischen Sakralbauten Polens in den Grenzen vor 1772, von Jan K. Ostrowski wissenschaftlich betreut und im Internat. Kulturzentrum Krakau (Międzynarodowe Centrum Kultury) publiziert. Es geht auf eine Initiative von Museumsmitarbeitern am Wawel aus dem Anfang der 90er Jahre zurück, der sich Studenten und Dozenten des Instituts für Kunstgeschichte der Jagiellonen-Universität anschlossen. Während die Forschungen z. T. von den Mitarbeitern selbst, z. T. von Universität, Ministerien und Stiftungen getragen werden, ermöglichen das Komitee für wiss. Forschung (Komitet Badań Naukowych), der Polonija Aid Foundation Trust und die Stiftung Na Rzecz Nauki Polskiej die Publikation. Als Ordnungsraster dienen die historischen Wojewodschaften. Vorläufig konzentriert man sich auf das Gebiet der heutigen Westukraine, die früheren Wojewod-

schaften Ruthenien (später Galizien), Belz, Podolien, Brazlaw, Kiew und teilweise Wolhynien.

Die Texte werden ergänzt durch eine umfassende Fotodokumentation (die Fotosammlung des Projekts zählt mittlerweile an die 30000 Negative), z. T. auch durch eine Neuvermessung der Bauten. Über den Vorarbeiten ist auf privater Grundlage eine eigenständige Sammlung von Bildquellen und Quellenausügen zu den Bauten entstanden. Die vorliegenden Bände erfassen 220 in Qualität der Ausführung und kunsthistorischer Bedeutung durchaus unterschiedliche Baudenkmäler auf dem Territorium der ehem. Wojewodschaft Ruthenien (heute Westukraine), einem Landstrich zwischen der heutigen polnischen Grenze, den Karpaten und einer Linie, die etwa 20-30 km östlich von L'viv/Lemberg in Nordsüdrichtung verläuft.

Die Bearbeitung bleibt nicht auf historische Erläuterung, Baubeschreibung, Dokumentation des Erhaltungszustandes und künstlerische Fragen zu den Bauten beschränkt, sondern schließt Forschungen zur Kirchengeschichte und Ortsgeschichte ein. Ein Hauptziel ist es, den Zustand der Baudenkmäler vor dem Jahr 1939 zu rekonstruieren und nach Objekten zu forschen, die nach 1945, meist von Mitgliedern der Pfarrgemeinde, an andere Orte verbracht wurden, sowie die Suche nach entsprechenden Archiva-